

Zeitschrift: Ethnologica Helvetica
Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft
Band: 17-18 (1993)

Artikel: "Wer im Jahre 2001 kein Aids hat, hat nicht gelebt" : zur Dialektik von Sicherheitsstreben und Intensitätssuche in den Industriegesellschaften
Autor: Oester, Kathrin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**«Wer im Jahre 2001 kein AIDS hat, hat nicht gelebt»
Zur Dialektik von Sicherheitsstreben und
Intensitätssuche in den Industriegesellschaften**

I

Das Titel-Graffiti¹ ist *eine* von vielen Aussagen, die auf ein wachsendes Bedürfnis in den Industrieländern schliessen lässt, zugunsten einer höheren Lebensintensität Sicherheit und Gesundheit aufs Spiel zu setzen.

Das Sicherheitsstreben wie die Suche nach Intensität erlangen in den Mittelschichten der Industrieländer eine ganz besondere Ausprägung, die u.a. auch die AIDS-Präventionspolitik wie das Präventionsverhalten des Einzelnen stark beeinflussen dürften. Da die Gefahr eines rein technischen Zugangs zu Fragen der Prävention gross ist, soll das widersprüchliche Streben nach Sicherheit und Intensität vor einem breiten Hintergrund diskutiert und erst anschliessend auf die HIV-Ansteckungsgefahr im engeren Sinne bezogen werden². Dadurch soll deutlich werden, wie sowohl das Sicherheitsstreben als auch die Suche nach Intensität in unterschiedlichen Bereichen zum Ausdruck gelangen können, wie die Risikolust aktiv durch Selbst- und Fremdgefährdung im Sport, im Strassenverkehr oder in sexuellen Beziehungen *agiert* werden kann, wie sie aber auch passiv, etwa durch den täglichen Konsum von Katastrophennachrichten, an andere *delegiert* wird.

In bezug auf die Analyse der AIDS-Prävention ist es von zentraler Bedeutung, soziostrukturelle Faktoren mit dem emotionalen Erleben der Individuen in Beziehung zu setzen. Es gilt deshalb im folgenden, Individuelles und Gesellschaftliches, Intimstes und Öffentlichstes als analytische Einheit miteinander zu verknüpfen.

¹ Graffiti aus Berlin (AIDS-Beratung in den Jugendämtern 1990).

² Der vorliegende Artikel beruht auf einer Forschung, unterstützt vom Schweizerischen Nationalfonds zum Thema: «Risikolust AIDS – eine ethnopschoanalytische Studie der Angstlust im jugendlichen Risikoverhalten», unter der Leitung von Prof. H.-R. Wicker, ausgeführt durch Hans-Peter von Aarburg und Kathrin Oester.

II

Der Begriff «Sicherheit», versehen mit den Prädikaten «für alle und alles», kann wie im nebenstehenden Werbeslogan in den Industriegesellschaften totalitären Charakter annehmen. So impliziert er insbesondere im Kontext von Versicherungsgesellschaften die garantierte Befriedigung des menschlichen Bedürfnisses nach Aufgehobensein und einer weitgehenden Berechenbarkeit der Existenz. Unter der Bedingung eines umfassenden Versicherungsschutzes wird dem Individuum lückenlose Sicherheit garantiert und damit das Unvorhersehbare negiert. In den Mittelschichten der westlichen Industriegesellschaften wird deshalb über das Bezahlen von Versicherungsprämien ein hoher Anteil des Bruttosozialproduktes in die Aufrechterhaltung einer möglichst lückenlosen Sicherheit investiert.³

Obschon darüber scheinbar ein breit abgestützter Konsens herrscht, ist der Sicherheitsbegriff als kulturelles Konstrukt zu analysieren, das Gegenstand eines permanenten (öffentlichen) Diskurses ist. Was «sicher» ist, wird nicht nur vorgeschrieben, sondern von verschiedenen Interessengruppen auch unterschiedlich interpretiert und nicht zuletzt (politisch) kritisiert. Vor dem Hintergrund einer solch kritischen diskursiven Praxis kann Sicheres sich als Gefahr herausstellen, und umgekehrt können Gefahrenpotentiale als der Sicherheit dienend in Erscheinung treten. Doch bereits die Tatsache, dass der Sicherheitsbegriff erst in Opposition zu den Begriffen «Unsicherheit» oder «Gefahr» überhaupt Bedeutung erlangt, weist ihn als Teil eines grösseren Konfliktfeldes aus, innerhalb dessen sich die Grenzen zwischen den beiden Begriffen immer wieder zu verwischen drohen.

So kann nicht bloss ein Zuwenig an Sicherheit Anlass zur Besorgnis sein – wie das der Werbediskurs der Versicherungsgesellschaften glaubhaft machen will – auch ein Zuviel an Sicherheit und Ordnung kann Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen werden, was besonders Jugendliche in den Industrieländern immer wieder deutlich machen.

³ Es wird in den obigen Ausführungen nicht auf die historische Entwicklung eingegangen, die infolge des Individualismus dazu geführt hat, dass die soziale Sicherheit, von familiären Verpflichtungen abgelöst, Sorge des Einzelnen geworden ist. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang auch, dass ich die Schweiz und das Sicherheitsstreben ihrer Bürgerinnen und Bürger nicht als eine Ausnahme erachte, die etwa auf einen bestimmten «Nationalcharakter» zurückzuführen ist. Vielmehr hängen die hohen Ausgaben für Versicherungsprämien mit dem hohen materiellen Lebensstandard der Schweiz zusammen.

Die Soziologin und Psychoanalytikerin Thea Bauriedl (1988) spricht im Zusammenhang mit einer bedrohlichen Ordnung von der industriegesellschaftlichen «Betonsicherheit», die zu wachsenden Gefühlen der Leere und Sinnlosigkeit und zum versuchten Ausbruch aus der Banalität eines in der Alltagsroutine erstarrten Lebens führe.

Ein Zuviel an Ordnung und das symptomatische Gefühl der Sinnlosigkeit stellt aber nicht nur Jugendliche vor Probleme, sondern ist oft auch lebenslänglicher Begleiter vieler erwachsener Menschen in den begüterten Schichten der Industrienationen. Eine wachsende Zahl esoterischer, religiöser und psychotherapeutischer Sinnangebote zeugt denn auch von einer permanenten und nahezu «epidemischen» Sinnkrise in den Industrienationen.⁴

Materielle Sicherheit, Routine und ein hohes Mass an Ordnung haben offensichtlich nicht, wie beabsichtigt, psychische Stabilität und ein Gefühl der Zufriedenheit zur Folge. Die beiden Autoren Evers und Nowotny sprechen denn auch von einem «Sicherheitsparadox»: Ein hohes Mass an materieller Sicherheit ruft nach immer mehr Schutzmassnahmen, die jedoch nie den gewünschten Absolutheitsgrad erreichen, so dass paradoxerweise gerade die hohe «Sicherheit» letztlich zu einem Gefühl fundamentaler Unsicherheit führt (vgl. Zitat in Beck 1988: 123). Wie aus unseren eigenen Untersuchungen zur Risikoproblematik hervorgeht, werden unüberwindliche Existenzängste wach, die umso stärker zunehmen, je weniger Unberechenbares den Alltag in den Industriegesellschaften prägt: so verkümmert in der industriegesellschaftlichen Alltagsroutine die Kompetenz, mit Unvorhersehbarem umzugehen, während gleichzeitig die Sehnsucht nach einem intensiven Leben jenseits routinierter Tagesabläufe wächst.

Wie kommt es zum «Sicherheitsparadox» in den Industrieländern, wie ist es möglich, dass materielle Sicherheit, Ordnung und Routine auf ihrem Höhepunkt in ein Gefühl fundamentaler, existentieller Unsicherheit umschlagen?

Von der paradoxen Logik des Sicherheitsstrebens zeugt u.a. auch die *arabische* Bedeutung des Begriffs Risiko: *risq* weist etymologisch auf das Geschick hin, das es braucht, um den Lebensunterhalt zu bestreiten

⁴ Eine Reihe von TheoretikerInnen haben sich mit dieser Problematik unter dem Begriff des Narzissmus beschäftigt (vgl. dazu Psychoanalytisches Seminar Zürich 1981), andere unter dem Begriff des Konsumismus (vgl. Baudrillard 1970), der Atomisierung und Entfremdung (Frankfurter Schule) oder der Anomie (Max Weber).

(vgl. Osman 1982). Um also «sicher» zu sein, um zu überleben, müssen gemäss der arabischen Etymologie Risiken in Kauf genommen werden. Daran klingt auch die positive Bewertung des unternehmerischen Risikos in den westlichen Industriegesellschaften an (vgl. die nebenstehende Werbung: «... mit Sicherheit und ...10% Prickeln.»). Wirtschaftlicher Erfolg ist nur mittels einer gewissen Risiko- und Innovationsbereitschaft garantiert. Ein zu hohes Mass an Ordnung, ein zu dominantes Sicherheitsstreben kann folglich nicht nur die psychische Lebendigkeit, sondern auch den materiellen Wohlstand gefährden, sobald ein Mangel an Risikobereitschaft jede Innovation entmutigt.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen sollte deutlich werden, dass der Sicherheitsbegriff Gegenstand einer diskursiven Praxis ist, die ihn kontextabhängig positiv oder negativ konnotiert. Er erhält seine Bedeutung nur in der Reihe anderer Signifikanten, sei es die Verzweiflung im Augenblick der Gefahr oder aber das Gefühl des Erstickens, wenn ein Zuviel an Ordnung und Vorhersehbarkeit jede Lebendigkeit bedroht.

III

Die Industriegesellschaften sind heute in bezug auf ihre Sicherheit und Stabilität an einem problematischen Punkt angelangt. Auch wenn im technischen Bereich eine überbordende Innovationskraft das Gesicht des gesamten Planeten in noch nie dagewesenem Ausmasse verändert, die Bereiche der Arbeit und des Konsums fundamental umstrukturiert und die Lebenszeit der Menschen erheblich verlängert hat, so vermochten sich jene Normen und Werte, welche das menschliche Zusammenleben regeln, dem technischen Beschleunigungsprozess doch nur begrenzt anzupassen. Es öffnet sich ein stets grösserer Abgrund zwischen den technischen Manipulationsmöglichkeiten und der menschlichen Kapazität, die technischen Prozesse politisch zu steuern und die damit verbundenen Veränderungen kulturell wie emotional zu verarbeiten. In diesem *anomischen* Raum dominiert bei der Einführung ökologisch fragwürdiger Techniken und Produkte oft als einziges Kriterium deren Vermarktbarkeit, auch wenn die Auswirkungen unabsehbar und weitgehend unberechenbar sind. Ökologische Folgeschäden stellen die Vermarktung gefährlicher Technologien und Produkte also nicht notwendigerweise in Frage. Vielmehr wird deren Gefährlichkeit – kommen in der Öffentlichkeit Zweifel auf – meist abgewehrt und verleugnet, indem sie als fortschrittlich und sicher dargestellt werden.

«... mit Sicherheit ... und 10% Prickeln.»



SBG-Anlagefonds waren schon immer interessant. Jetzt aber sind sie im Gespräch.

Aktueller Grund ist der neue «UBS Capital Invest – 90/10 SFR». Denn 90% seines Fondsvermögens sind in soliden Staatsanleihen sowie erstklassigen Obligationen und Geldmarktpapieren investiert. Die restlichen 10% aber sind reizvolles Prickeln: Optionsscheine nämlich. Also die Chance, von Bewegungen am Aktienmarkt überdurchschnittlich zu profitieren. Alles in allem ein sicheres und vielversprechendes Angebot.

Wussten Sie übrigens, dass Sie bei allen SBG-Anlagefonds bereits

mit kleinen Beträgen dabei sind, wenig Spesen zahlen und die Anteilscheine jederzeit wieder verkaufen können? Lassen Sie sich doch über alles informieren. Schicken Sie uns den Coupon. Oder sprechen Sie einfach mit Ihrem SBG-Anlageberater.

UBS Capital Invest – 90/10 SFR. Erstemission: 19. Juni – 10. Juli.

Ja, ich bin am Anlagefonds «UBS Capital Invest – 90/10 SFR» interessiert. Senden Sie mir bitte den Emissionsprospekt. (Einsenden an: Schweizerische Bankgesellschaft, Anlagefonds, Postfach, 8021 Zürich.)

Name: _____ Vorname: _____
Strasse: _____ PLZ/Ort: _____

Wir machen mit.



Ein Beispiel dafür ist etwa die ökologisch fragwürdige Erzeugung von Atomenergie, die trotz negativer Erfahrungen im technokratischen Rechtfertigungsdiskurs immer wieder als einzige Möglichkeit gilt, den gegenwärtigen Lebensstandard aufrechtzuerhalten und den Fortschritt zu gewährleisten. Damit begegnen wir im Umfeld des Sicherheitsbegriffs einem paradoxen Phänomen, das an die Orwell'sche «Neusprache» erinnert: unter dem Druck eines wachsenden Bewusstseins für ökologische Folgeschäden werden Gefahren implizit oder explizit als Sicherheit bezeichnet.

Dass solche *Sprachregelungen* die Perzeption von Gefahren in hohem Masse vermindern, erklärt jedoch nicht allein ihr erfolgreiches Funktionieren. Es dürften hier andere Faktoren eine Rolle spielen, die jedoch weitgehend unbewusst und bis heute kaum wissenschaftlich untersucht worden sind. Das paradox erscheinende Phänomen, dass zwar ein Wissen um die Gefährlichkeit beispielsweise von Atomkraftwerken oder der giftigen Emissionen im Strassenverkehr vorhanden ist, dass jenes Wissen für das Handeln jedoch folgenlos bleibt, ist heute ein ernstzunehmendes Problem. In Anbetracht seiner Dringlichkeit sind jedoch noch kaum befriedigende Erklärungen für ein solch «aufklärungsresistentes Verhalten» erarbeitet worden. Es scheint, als würde das Wissen um spezifische Gefahrenpotentiale trotz eines hohen Informationsstandes weiter Bevölkerungsteile permanent verdrängt. Mit Hilfe der Psychoanalyse, die sich um die Aufklärung von Verdrängungs- und Verleugnungsmechanismen bemüht, soll im folgenden eine Erklärung versucht werden, die sich auf das Freud'sche Konzept des «Krankheitsgewinns» abstützt. Da sich dieses Konzept am Individuum orientiert, muss es sich erst erweisen, mit welchem Gewinn es sich auf kollektive Verdrängungsmechanismen übertragen lässt. Es sei hier kurz dargestellt:

Die psychoanalytische Praxis macht deutlich, dass (psychisches) Leiden besonders schwer aufzulösen ist, wenn über lange Zeit eingeschliffene Verhaltensweisen mehr Sicherheit gewähren als das Unbekannte, Neue, mit dem sich das Individuum durch die heilende Veränderung konfrontieren müsste. Freud (1905/1971: 118-20) spricht in diesem Zusammenhang von «Krankheitsgewinn» und macht diesen für das häufige Scheitern von psychotherapeutischen Behandlungen verantwortlich. Besonders in der zwangsneurotischen Struktur stehen lustfeindliche Über-Ich-Forderungen nicht mehr im Gegensatz zu den dem Lustprinzip gehorchenden Es-Impulsen, vielmehr sind die triebhaften Impulse in den Dienst des Über-Ich getreten und mit diesem

gewissermassen gleichgeschaltet. Die Lust besteht folglich nicht mehr in der Triebbefriedigung, sondern hat sich auf die Befriedigung der Über-Ich-Forderungen *verschoben*. In diesem Kurzschluss zweier ursprünglich gegensätzlicher Kräfte liegt denn auch die *Lust* der neurotischen Handlung, der Krankheitsgewinn begründet.

Auf soziogenetischer Ebene scheint sich eine ähnliche Dynamik zu vollziehen, wenn dem Glauben an den Fortschritt zwanghaft zum Durchbruch verholfen wird, auch dann, wenn sich die Auswirkungen als fatal für das Überleben herausstellen (vgl. das wachsende Ozonloch, die Vergiftung der Böden, der Luft usw.).

Die erwähnte Sprachregelung, die Gefahren als Sicherheit bezeichnet, beruht auf der Dominanz des *Imaginären* in der Wahrnehmung der Wirklichkeit. Dadurch ist der Realitätsbezug gestört, und eine Verminderung der Lebensqualität wird in Kauf genommen, ohne dass sie bewusst wahrgenommen wird: ein solches Eingeständnis wird gerade durch die Sprachregelung vermieden. In Analogie zum Konzept des Krankheitsgewinns können – so die These – auch auf der gesellschaftlichen Ebene Gefahrenpotentiale nicht abgebaut werden, solange der alte Glaube an Fortschritt und Technologie mehr Sicherheit gewährt als die ungewissen Folgen eines politischen Umdenkens. Auf einem solchen «Krankheitsgewinn» beruht u.E. der gegenwärtige Handlungsnotstand in Gegenwart von Gefahren, die rasches und entschlossenes Handeln erfordern würden.

Der «Krankheitsgewinn» schafft also soviel *Befriedigung*, dass das «Symptom», die Gefahrenpotentiale, aufrechterhalten werden. Gleichzeitig lösen letztere aber starke *Ängste* aus, da infolge der Dominanz des Imaginären der Realitätsbezug brüchig wird. Die Angst ist dem Bewusstsein jedoch nicht notwendigerweise zugänglich – im Gegenteil, sie zeigt sich als Stress, Spannung und erhöhte Aggressivitätsbereitschaft und sorgt täglich – verschoben auf wechselnde Objekte – für Schlagzeilen. (Beliebte Objekte solch wechselnder Verschiebungen von Ängsten sind u.a. Sensationsmeldungen über AIDS, sensationelle Verbrechen usw. in den Medien.) Die Sprachregelung, die Gefahren als Sicherheit bezeichnet, verhindert eine bewusste Elaboration der Angst, so dass sie diffus bleibt. Anstelle ihrer kulturellen Symbolisierung dienen Medien und Sensationspresse, aber auch das aggressive Verhalten von Gruppen und Individuen als Ventile, die eine lustvolle Entladung der aufgestauten Angst-Spannung ermöglichen. Balint (vgl. 1960/1988) spricht im Zusammenhang mit den die Spannungsabfuhr begleitenden Emotionen von *Angstlust*.

Zu einem exzessiven Sicherheitsstreben, das in Langeweile, Banalität und einen zunehmenden Realitätsverlust mündet, gehören daher aggressive Spannungen und Angst, die sich – in Verbindung mit dem Wunsch nach einem intensiven Leben – lustvoll entladen können.

Es sollen an dieser Stelle zwei solcher Ventil- oder Entlastungsfunktionen kurz erwähnt werden, die beide nach dem affektiven Modus der Angstlust funktionieren.⁵ Während die im Zusammenhang mit dem Konsum mediatisierter Katastrophen auftretenden Gefühle der Angstlust oft nicht ins Bewusstsein treten, wird risikoreiches Verhalten meist bewusst des *thrills* wegen angestrebt.

Die Lust an der Katastrophe

Die «Sehnsucht nach dem Untergang» – in ihrer milderen und häufigeren Form als «Lust an der Katastrophe» bekannt – ist kein modernes Phänomen und folglich nicht auf die No-future-Generation zu beschränken. Sie dürfte jedoch besonders in jenen historischen Momenten virulent werden, wo der Realitätsbezug einer Gesellschaft brüchig wird und die Angst wächst, nahende Veränderungen nicht mehr im Sinne der eigenen Interessen beeinflussen zu können. Die wachsende Gefahr (sei sie ökologischer, politischer, epidemiologischer oder sozialer Natur) wird erkannt, doch ohne dass die notwendigen Kompetenzen zu ihrer Abwendung vorhanden sind. In einer solchen Situation wächst die Angst und die (innere) Spannung nimmt zu, so dass das Phantasma von einem nahen Ende *kathartisch* wirkt: Ein Ende mit Schrecken wird dem Schrecken ohne Ende, der in der Handlungsunfähigkeit besteht, vorgezogen. So wird in Zusammenhang mit AIDS von einer «Geißel Gottes» gesprochen, eine Zeitschrift titelt «So lernte die Welt das Grauen vor der neuen Pest», und eine Schlagzeile warnt sensationslüstern: «Karneval in Rio: Dieses Jahr tanzt die AIDS-Angst mit». In schaurig-apokalyptischen Bildern vom Schnitter Tod, der mit der AIDS-Sense unter den Menschen umgeht, wird der Phantasie, falls notwendig, nachgeholfen. Apokalyptische Vorstellungen, aber auch der Konsum von Katastrophenmeldungen, haben nun gerade deshalb etwas

⁵ Die Psychologie spricht im Zusammenhang mit Angstlust meist von *thrill* oder *sensation-seeking* (vgl. Balint 1988).

Genüsslich-Lustvolles an sich, weil sie auf dem Höhepunkt der Angst-erzeugung eine Spannungsabfuhr ermöglichen.

Dem medialen Katastrophenkonsum – es sind meist die Anderen, die wir vom Sessel aus untergehen sehen – ist eigen, dass die empfundene Angst im Anblick der Gefahr mit einem Gefühl der Lust einhergeht. Die Lustempfindung bleibt allerdings hinter einem aufrichtigen Entsetzen versteckt und vom Bewusstsein abgespalten, da jenem der gewaltsame und gewalttätige Aspekt der Untergangsphantasie nicht verborgen bleiben könnte. Mit der bewussten Erkenntnis wäre aber das Lusterlebnis in Frage gestellt.

Angstlust und Risikoverhalten

Es wurden einführend verschiedene Faktoren erwähnt, die dem Einzelnen den Alltag in den Industriegesellschaften als sinnentleert und banal erscheinen lassen – es wird immer schwieriger, sich selbst zu «spüren». In der Folge kommt es, oft in Form riskanten Verhaltens, zu einer verstärkten Suche nach intensiven Erlebnissen: indem das eigene Leben aufs Spiel gesetzt wird, tritt vorübergehend eine Entlastung von der Sinnproblematik ein.

Eine wachsende Zahl kommerzieller Angebote, wo Gefahr mehr oder weniger *simuliert* wird, versucht, diesem Bedürfnis entgegenzukommen. Die Angebote reichen vom Bungy-Jumping über das Brückenspringen bis zum Bodyflying im Grosseinkaufszentrum, das sein Freizeitangebot immer stärker auf Angstlust-Erlebnisse ausrichtet: Das Einkaufen soll, von «existentiellen Grenzerfahrungen» begleitet, seinen banalen Charakter verlieren und zum unvergesslichen Erlebnis werden. Konsumenten und Konsumentinnen solcher Angebote sprechen von der befreienden Wirkung des «freien Falls» und davon, für einen Augenblick ihren Alltagssorgen und dem permanent vorhandenen Sinnvakuum zu entgehen.

Eine weit entlastendere Wirkung als mit simulierten Risiken ist allerdings mit dem Eingehen realer Gefahren verbunden. So stellt der Extrembergsteiger Ulrich Aufmuth fest: «Angesichts des Todes fragt man sich nicht mehr, wozu man lebt oder leben will. Da verblasst jedes intellektuelle Sinnproblem.»⁶ Dieselbe Entlastungsfunktion wird all

⁶ *Der Spiegel*, 26. August 1991.

jenen Sportarten zugeschrieben, wie dem Deltasegeln, dem Gleitschirmspringen, dem Sportklettern, aber auch riskantem Motorradfahren, wo das eigene Leben in der Tat aufs Spiel gesetzt wird. Besonders Jugendliche, denen es an Kaufkraft fehlt, erfinden jenseits kommerzialisierter Risikolust aber immer wieder neue riskante Vergnügen wie das Rollbrettfahren auf der Autobahn, das Zug-Surfen oder – allerdings kostspieliger – das Ausprobieren illegaler Drogen.

Im Unterschied zum medialen Katastrophenkonsum wird sowohl bei der simulierten wie bei der realen Gefährdung nicht nur die Angst, sondern auch die *Lust* bewusst erlebt und in der Abenteuerliteratur hymnisch beschrieben. Das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, kann in Peergroups mit einem Zuwachs an Prestige verbunden sein, wird jedoch gleichzeitig von den Erwachsenen entmutigt, sobald es mit sozialen Kosten verbunden ist.⁷ Der Prestigegewinn und die gleichzeitige Entmutigung der Risikolust im Sicherheitsdiskurs der Erwachsenen zeugen jedoch von einer tiefgreifenden *Ambivalenz*, die in den westlichen Industrienationen mit dem Eingehen von Gefahren verbunden ist.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der passive Konsum von Katastrophen wie das aktive Aufs-Spiel-Setzen des eigenen Lebens psychisch eine entlastende Funktion ausüben und umsomehr an Bedeutung gewinnen, je abstrakter und routinierter die Arbeitsabläufe und je durchrationalisierter der Alltag in den Industrieländern wird. Mit dem zugleich angst- wie lustvollen Risikoverhalten wird der drohenden Langeweile im industriegesellschaftlichen Sicherheitsdispositiv eine Intensität entgegengesetzt, die das Individuum für die erlittene Banalität entschädigen soll.

Im Gegensatz nun zu vielen kommerziellen Angeboten wird die Intensität von Angst und Lust noch verstärkt, sobald riskantes Verhalten mit gesellschaftlichen Tabus belegt ist (vgl. Freud 1912-13/1974). So dürfte das Rollbrettfahren auf einer stark befahrenen Autobahn weit intensivere Gefühle von Angstlust auslösen als Body-Flying im Einkaufszentrum, nicht nur weil ersteres gefährlicher ist, sondern weil zusätzlich zur Gefahr die angedrohte Strafe den Adrenalinpegel ansteigen lässt. Gerade das Verletzen sozialer Normen ist insbesondere bei Jugendlichen unabhängig davon, ob das Leben im physischen Sinne

⁷ Ein Beispiel dafür ist etwa die Erhöhung der Versicherungsprämien für jugendliche Fahrzeuglenker.

aufs Spiel gesetzt wird, stets mit einem Gefühl der Angstlust verbunden – so kann bereits die angedrohte Strafe an sich stimulierend wirken.

Ein ganz besonderes Beispiel, wo die Intensität des Angstlust-Erlebnisses durch den *thrill* des Tabubruchs verstärkt wird, ist das Eingehen von HIV-Ansteckungsrisiken. Es scheint uns für eine wirksame Prävention besonders wichtig, dem Faktor der Risikolust vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken.

IV

Indem als Ausgangspunkt des vorliegenden Artikels das Gegensatzpaar von Sicherheit und Gefahr ins Zentrum der Überlegungen gestellt wurde, erscheint die Gesundheitsproblematik bereits in einen spezifischen Kontext gerückt: Es geht in bezug auf die AIDS-Problematik um eine ganz bestimmte Form einer v.a. sexuell übertragbaren Infektionskrankheit, die im offiziellen Diskurs (bspw. der schweizerischen Stop-AIDS-Kampagne) als weitgehend «vermeidbares» Risiko bewertet wird, allerdings unter der Bedingung, dass vom Einzelnen die richtigen Schutzmassnahmen getroffen werden.⁸ In diesem Zusammenhang wird vom Bundesamt für Gesundheitswesen (BAG) der Begriff «Risikoverhalten» jenem der «Risikogruppen» vorgezogen, so dass Sicherheit und Gesundheit verstärkt dem Verantwortungsbereich des Einzelnen zugeschrieben werden können.⁹ Dabei kommt öffentlichen und privaten Institutionen die Aufgabe zu, mit möglichst effizienter Information und Aufklärung die Rahmenbedingungen für die erforderliche Prävention zu gewährleisten.¹⁰ Die diskursive Praxis der AIDS-Präventions-Kampagne ist dabei mit jener zu vergleichen, wie sie u.a.

⁸ Es ist nicht die Absicht des vorliegenden Artikels, auf die in letzter Zeit heftig diskutierte Krankheitsgenese von AIDS einzugehen. Wird indessen vom «einfachen Handgriff», also dem Präservativ gesprochen, mit welchem die HIV-Ansteckung zu vermeiden ist, steht diese indirekt zur Diskussion.

⁹ Obwohl vom BAG der Begriff der «Risikogruppen» abgelehnt wird, darf dabei nicht vergessen werden, dass unterschiedliche soziale Gruppen und Schichten der Ansteckungsgefahr unterschiedlich stark ausgesetzt sind (vg. auch «AIDS in der Schweiz» 1991: 57). Zur schichtspezifischen Beurteilung von (Gesundheits-)Risiken vgl. Mary Douglas 1986.

¹⁰ Zum genaueren Vorgehen der Stop-AIDS-Kampagne vgl. u.a. Bundesamt für Gesundheitswesen 1991.

in bezug auf die Suchtmittelprävention zum Tragen kommt: Aufklärung der Jugendlichen an den Schulen, Kampagnen in den Massenmedien, Informationsstände bei öffentlichen Anlässen, etc. Vergleichbar wird sie aber auch mit der Prävention von Verkehrs- oder Arbeitsunfällen. Was den Diskurs über die sehr unterschiedlichen Gefahren verbindet, ist die Tatsache, dass sowohl Verkehrsunfälle, Drogenmissbrauch wie die HIV-Ansteckungsgefahr als Risiken, die individuell vermeidbar sind, eingestuft werden.

Dass der öffentliche Diskurs der staatlichen Gesundheitsbehörden die oben erwähnten Gefahren der Verfügungsgewalt des Einzelnen unterstellt, schliesst allerdings im wissenschaftlichen Diskurs der Expertinnen und Experten andere Bewertungsschwerpunkte nicht aus: entgegen dem offiziellen Diskurs treten hier «Ursachen» etwa der HIV-Ansteckung oder des Drogenmissbrauchs als Wirkung psychologisch, physiologisch oder soziologisch begründeter Dispositionen oder struktureller Probleme in Erscheinung. Mit der Umkehrung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung im wissenschaftlichen Diskurs kann das Verhalten des Einzelnen jedoch nicht mehr ausschliesslich als willentlich beeinflussbar betrachtet werden, und «persönliche Verantwortung» erscheint hier folglich in einem anderen, weit weniger moralisch zu begründenden Zusammenhang. An diesem Punkt scheidet sich also die diskursive Praxis der wissenschaftlichen (Grundlagen-) Forschung von derjenigen engagierter Präventionisten und Präventionistinnen. Während der Diskurs der Volksaufklärung nach den Kriterien von Morris (1981: 215-248) als *propagandistisch* bezeichnet werden kann, gehört jener der Expertinnen und Experten zur Kategorie des *wissenschaftlichen* Diskurses. Diese modellhafte Kategorisierung der diskursiven Praxis schliesst allerdings eine Vermischung der beiden Diskursformen nicht aus. Im Gegenteil – ob der propagandistische oder der wissenschaftliche Diskurs in der epidemiologischen Aufklärung zum Zuge kommt, ist gerade in bezug auf AIDS immer wieder heftig umstritten: sollen die wissenschaftlichen Daten, aber auch die Unsicherheiten beispielsweise über die Ansteckungswege, in aller Differenziertheit und Kompliziertheit öffentlich gemacht werden – dies wird mit dem Hinweis einer möglichen Verunsicherung des Zielpublikums vermieden – oder soll die Verunsicherung in Kauf genommen werden mit dem Risiko, dass kein eindeutig richtiges Präventionsverhalten vorgeschrieben werden kann?

Es ist nun im öffentlich-propagandistischen Diskurs nicht nur in bezug auf AIDS eine zunehmende Tendenz zu beobachten, Gesundheits-

risiken der Verfügungsgewalt des Einzelnen zu unterstellen: wenn man AIDS mit der Anwendung von Präservativen vermeiden kann, so sollten doch gesundheitliche Schädigungen infolge von Luftverschmutzung durch geeignete Kosmetika, Schädigungen infolge vergifteter Böden durch biodynamische Kost, Stress infolge harter Konkurrenzbedingungen am Arbeitsplatz durch Vitamintabletten ebenfalls «vermieden» werden können. Kurz – auch AIDS wird, in den konsumistisch-propagandistischen Diskurs integriert, zum Gegenstand einer Strategie, die Sicherheit und Gesundheit als machbar, durch bestimmte Techniken und Konsumgüter herstellbar betrachtet.

Der Fatalismus gegenüber Gefahren im allgemeinen, ansteckenden Krankheiten im besonderen, wurde mit der wissenschaftlich-technischen Entwicklung von einem Machbarkeitsdenken abgelöst, das bereits vor dem Auftreten von AIDS auch das Verhältnis zur Sexualität prägte. Dieses Machbarkeitsdenken erfährt in unserem Jahrhundert einen (vorläufigen) Höhepunkt, als zuerst das Penicillin, später die hormonellen Verhütungsmittel erfunden werden. Damit ist es erstmals in der Geschichte möglich, mit medizinisch-technischen Mitteln die Lust von Fortpflanzung und tödlichen Krankheiten abzukoppeln: im Sinne ihrer «Folgenlosigkeit» ist Sexualität «sicher» geworden. Analog anderen revolutionären technischen Erfindungen vermag jedoch die normative Orientierung der Gesellschaft mit den medizinisch-technischen Erfolgen kaum Schritt zu halten, und es brauchte die sogenannte «sexuelle Revolution» in den 60er-Jahren, um die «freie Liebe» und die «Lust der Frauen» in weiten Bevölkerungskreisen als neue Werte zu verankern. Unbeabsichtigt von jenen, die damals wider alle normativen Zwänge «Freiheit», «Lust» und «Phantasie» propagierten, schlägt die sogenannte sexuelle Revolution jedoch – vorerst unbemerkt – in ihr Gegenteil um: Sexuelle Befriedigung, das Lusterlebnis selbst, erhält nun immer mehr normativen Charakter, indem es sich, als Voraussetzung des allgemeinen Wohlbefindens, zum Bestandteil des industriegesellschaftlichen Gesundheitsdispositivs wandelte.

War Sexualität früher in Lust, die mit Gefahren sozialer und medizinischer Art verbunden war, und eheliche Fortpflanzungspflicht unterteilt, sollte die Sexualität im Zuge der «sexuellen Revolution» (vgl. Ross 1986), befreit von Fortpflanzungszwang und Ehepflicht, jederzeit und überall lustvoll konsumierbar sein. Wurde die sexuelle Ekstase im christlichen Abendland vornehmlich als Sünde thematisiert, wird sie in den 60er-Jahren zur Norm erhoben, und jene, die keine sexuelle Lust

empfinden, werden als therapiebedürftig von den Gesunden ausgegrenzt (vgl. u.a. auch Bruckner 1990).

Mit der Integration der sexuellen Lust ins konsumgesellschaftliche Pflichtenheft des *be-happy-here-and-now* ist Lust endgültig zur Pflicht geworden und findet, wie erwähnt, Eingang in den offiziellen Diskurs über Gesundheit und persönliche Erfüllung.

AIDS hat diesen «Paradigmenwechsel», in dessen Verlauf sündhafte Lust zur verpflichtenden Norm geworden ist, in einer neuen Klarheit und Schärfe sichtbar gemacht: auch unter den gefährlichen Bedingungen einer drohenden Epidemie wird im offiziellen Präventionsdiskurs nicht auf Verzicht und Askese als präventive Massnahmen zurückgegriffen – der Slogan «Treue statt Gummi» nimmt alles in allem einen marginalen Status in der schweizerischen Stop-AIDS-Kampagne ein und ist nur eine Option unter anderen. Die von vielen gefürchtete neokonservative Wende bleibt weitgehend aus, und aus der staatlichen Empfehlung, bei Seitensprüngen, Ferienabenteuern, beim Besuch von Prostituierten oder bei Gelegenheitsbekanntschaften Präservative zu verwenden, wird ersichtlich, dass der konsumistische Diskurs über Sexualität auch im Zeichen von AIDS – zum Leidwesen v.a. religiös-konservativer Kreise – dominant bleibt.¹¹

Die diskursive Integration der Lust ins konsumistische Gesundheits- und Sicherheitsdispositiv hat allerdings Folgen: Lust und Leidenschaft lassen sich wohl auf dem Papier, in Medien und Werbung, als demokratisch verbürgtes Recht für alle zelebrieren, doch eingelöst werden kann dieses «Recht» vom Einzelnen nicht im vorgeschriebenen Ausmasse: die Lust scheint sich im Masse ihrer scheinbaren sexologisch-technischen Manipulierbarkeit und vordergründigen Beherrschbarkeit zu verflüchtigen. Eine eklatante Zunahme sexologischer Therapieangebote in den 70er- und 80er-Jahren legt dafür unfreiwillig Zeugnis ab: Lust und noch viel weniger die Leidenschaft lassen sich nicht vorschreiben und zum Bestandteil eines auf Disziplin abgestützten Gesundheitsdispositivs machen. Im Gegenteil – wie eh und je bleiben Lust und Leidenschaft unvorhersehbar, ist gerade das Unberechenbare Bedingung ihrer Realisierbarkeit (vgl. Oester 1992). Und es scheint, als führe der manipulativ-technische Zugang zur Sexualität, der der

¹¹ Eine Ausnahme bildet hier das im Sommer 1992 erschienene Plakat des BAG mit dem Text: «Treu sein schützt nicht nur vor Aids, sondern auch vor zerfetzten Liebesbriefen, zerpfückten Fotoalben und bitteren Tränen.»

Sicherung der Lust dienen sollte, letztlich zu ihrem Ver-lust, zumindest aber zum stark und oft beklagten Verlust an Intensität. Sexuelle «Abenteuer» erlangen als demokratisiertes Vergnügen unter dem Einfluss einer permissiven Ideologie den Status des Banalen.

Diese banal gewordene (aussereheliche) Sexualität – früher u.U. ein risikoreiches Abenteuer – bildet nun den Ausgangspunkt für einen neuen, noch kaum wissenschaftlich untersuchten Oppositionsdiskurs, der sexuelle Lust wieder in positiver Weise an Risiken rückgekoppelt sieht. Der französische Teenager-Star Vanessa Paradis bringt diese alte und zugleich neue «Wahrheit» auf den Punkt: «Il faut rester vierge devant la préservation», deklariert sie im Film *Noces blanches* (Jean-Claude Brisseau 1989), während sie, sich (sexuell) verausgabend und wider alle Warnungen der Erwachsenen, jeglicher einschränkenden Norm absagt. Damit verknüpft sie die Lust mit dem Tabubruch und erteilt dem Sicherheitsstreben (der Erwachseneneneration) eine deutliche Absage.

Auf der Suche nach den Ursachen eines aufklärungs-resistenten, antipräventiven Verhaltens besonders Jugendlicher und junger Erwachsener stiessen wir auf einen Diskurs, der sich das Sicherheitsstreben der Erwachsenen zum Gegenstand macht und sich – auf der Suche nach intensiver Lust und einem sinnvollen Leben – oft pathetisch von bürgerlichem Glück, von Sicherheit und einem langen Leben distanziert: «Wer bis zum Jahre 2001 kein AIDS hat, hat nicht gelebt», so ein Spruch von Jugendlichen aus Berlin. Und in einem Graffiti wird auf der Suche nach Lebenssinn auch der Tod nicht ausgeschlossen, sondern herausfordernd bewusst riskiert, wenn nicht sogar als letztendliches Ziel ins Auge gefasst: «They say, don't fuck with anybody, but I love suicide» (Lausanne, 1989). Damit werden Lust, Lebendigkeit und Sterblichkeit auf radikale Weise miteinander verbunden. Im Sinne der Entstellung des Sprichwortes «Wer sich *nicht* in Gefahr begibt, kommt darin um» wird hier die Sicherheitsideologie in ihr Gegenteil verkehrt: Dem Tod, der mit aller Gewalt und wider Lust und Lebendigkeit vermieden werden soll, wird damit die Stirn geboten.

Gerade am Beispiel dieses Graffitis wird nun die *Ambivalenz* in der Bewertung von Gefahren deutlich. Risikoreiches Verhalten kann als «Selbstheilungsversuch» einer Generation gedeutet werden, welche – die zwanghafte Routine von sich weisend – die Forderung nach Sicherheit und Gesundheit als einzigen Lebenssinn ablehnt. Risikoreiches Verhalten kann aber, sobald das Eingehen von Gefahren todessehn-

süchtig heroisiert wird, auch Ausdruck einer selbst-destruktiven Disposition sein wie im oben erwähnten Graffiti. An die Stelle der Gewalt des Sicherheitsdispositivs tritt dann nicht eine risikoreiche Lebendigkeit, vielmehr erfährt die Gewalt in einer verinnerlichten, selbstdestruktiven Form ihre Fortsetzung.

Thea Bauriedl (1988: 23f) deutet denn auch das starre, industriegesellschaftliche Sicherheitsdispositiv, das alles und jedes technischer Berechenbarkeit unterwerfen will, als Abwehr von Lebendigkeit, als Panzer, der letztlich als Schutz vor Empfindungen und Emotionen dient, die das Leben erst lebenswert machen. «Der Verzicht, um den es heute geht, ist der Verzicht auf den "Beton". Wir haben uns so sehr an die "Sicherheit durch Beton" gewöhnt, dass wir unsere Unzufriedenheit [...] vor allem in unseren sozialen Beziehungen nur sehr langsam entdecken. [...] Der Gewinn beim Verlust der "Betonsicherheit" ist Genuss, nicht Askese. Wie echte sexuelle Befriedigung kann solcher Genuss weder vorgeschrieben noch geplant werden. Er ist auch ohne Verunsicherung nicht zu erreichen.»

Es ist riskant, in einer Zeit, wo staatlicher- und privaterseits viel Geld und Energie in eine unzweifelhaft notwendige Präventionsarbeit investiert wird, über präventionsresistente Strategien in einem kulturtheoretisch *verstehenden* Sinne zu sprechen. Es widerspricht denn auch der Absicht dieser Zeilen, Präventionsbemühungen zu entmutigen, im Gegenteil: Durch die Ver-Öffentlichung eines Diskurses, der bisher ein Schattendasein in Pissairs, an grauem Vorstadtbeton und in Witzen führte, soll auf ein Problem aufmerksam gemacht werden, dessen Beachtung mir wesentlich für eine wirksame Präventionspolitik erscheint.

Zusammenfassung

Der vorliegende Artikel gilt der Frage, inwiefern nicht nur Angst vor dem HI-Virus das Präventionsverhalten des Einzelnen prägt, sondern auch eine oft uneingestandene und sozial verpönte Lust am Risiko. Es handelt sich dabei um ein Problemfeld, das durch eine enge Verknüpfung des Individuellen mit dem Gesellschaftlichen, des Intimsten mit dem Öffentlichsten gekennzeichnet ist. Diese Tatsache macht es notwendig, das Präventionsverhalten wie die (staatliche) Präventionskampagne auf dem weitgefächerten Hintergrund der kulturellen Bewertung von Sicherheit und Gefahr in den Industriegesellschaften zu

untersuchen. Dabei wird deutlich, dass dem Eingehen von Risiken im Bereich der HIV-Ansteckungsgefahr nicht mit rein technischen Mitteln – wie beispielsweise der Verordnung von Präservativen – beizukommen ist. Vielmehr muss berücksichtigt werden, dass gerade Jugendliche, denen die Stop-AIDS-Kampagne in bevorzugter Weise gilt, das Verletzen der von den Erwachsenen aufgestellten Tabuvorschriften unter Umständen auch genießen.

Résumé

L'article se consacre à la question de savoir dans quelle mesure ce ne serait pas la seule peur du virus HI mais également l'envie de courir des risques, pulsion non admise et réprouvée par la société, qui marquerait le comportement préventif de chacun. Il s'agit donc d'un domaine problématique marqué par le lien étroit entre l'individualité et la société, entre le plus intime et le plus public. Une telle constatation exige que comportement préventif et campagnes étatiques de prévention soient étudiés en tenant compte de la valorisation culturelle de la sécurité et du danger. On ne peut pas lutter de façon purement technique contre l'acceptation des risques dans le domaine du danger de contamination lié au SIDA. Au contraire, on doit se rendre compte que l'infraction des règles et tabous dictés par les adultes peut parfois constituer un plaisir en soi, surtout pour les jeunes auxquels la campagne de prévention s'adresse en priorité.

Literatur

AIDS-BERATUNGEN IN DEN JUGENDÄMTERN DER BEZIRKE
WILMERSDORF, CHARLOTTENBURG, ZEHLENDORF, TEMPELHOF

1990. *Mit Witz und Gummi in die 90er Jahre: Ein Katalog zur Ausstellung*. Berlin: Feese und Schulz

BALINT Michael

1988 (1960). *Angstlust und Regression*. Stuttgart: Klett-Cotta

BECK Ulrich

1986. *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp

BECK Ulrich

1988. *Gegengifte: Die organisierte Unverantwortlichkeit*. Frankfurt: Suhrkamp

BAUDRILLARD Jean

1970. *La société de consommation*. Paris: Denoël

BAURIEDL Thea

1988. *Das Leben riskieren: Psychoanalytische Perspektiven des politischen Widerstandes*. München: Piper

BRUCKNER Pascal

1990. «Idée du sexe et de la sexualité», in: André DURANDEAU et Charlyne VASSEUR-FAUCONNET (Hrsg.), *Sexualité, mythes et culture*, p. 120-128. Paris: L'Harmattan

BUNDESAMT FÜR GESUNDHEITSWESEN (BAG)

1991. *AIDS in der Schweiz*. Berne: BAG

1991. *Situation, Massnahmen, Pläne und Empfehlungen bis 1993*. Berne: BAG

DOUGLAS Mary

1986. *Risk acceptability according to the social sciences*. London: Routledge and Kegan Paul

DOUGLAS Mary and Marcel CALVEZ

1990. «The self as risk taker: a cultural theory of contagion in relation to AIDS». *The sociological review* (Keele) 38/3: 445-464

FREUD Sigmund

1974 *Totem und Tabu (1912-13)*. Frankfurt/M.: Fischer. (Studienausgabe; Bd. 9)

1971. *Bruchstück einer Hysterie-Analyse*. Frankfurt/M.: Fischer. (Studienausgabe; Bd. 6)

MORRIS Charles W.

1981 (1946). *Zeichen, Sprache und Verhalten*. Frankfurt/M.: Ullstein

OESTER Kathrin

1992. «Das Sexuelle verstehen, ein Witz? Die Freudsche Witztheorie als erkenntnistheoretischer Ansatz in der ethnopschoanalytischen Forschung zur Sexualität», in: Evelyne HEINEMANN und Günter

KRAUSS (Hrsg.), *Beiträge zur Ethnopschoanalyse*, p. 64-76.
Nürnberg: Druckladen Nürnberg

OSMAN Nabil (Hg.)

1982. *Kleines Lexikon Deutscher Wörter arabischer Herkunft*.
München: Beck Verlag

PSYCHOANALYTISCHES SEMINAR ZÜRICH (Hrsg.)

1981. *Die neuen Narzissmustheorien: Zurück in Paradies*.
Frankfurt/M.: Syndikat

ROSS Werner

1986. *Tod der Erotik: Versuch einer Bilanz der sexuellen Revolution*.
Graz, Wien, Köln: Styria

